

Thomas Pekar

Jüdischer Raum in Shanghai während des Zweiten Weltkriegs

*Hongkou war ein Stadtteil Shanghais, in dem sich viele jüdische Emigrant*innen, die vor allem zwischen 1938 und 1939 aus Nazi-Deutschland und Österreich geflohen waren, niederlassen konnten. 1943 wurde dort von der japanischen Besatzungsmacht eine spezielle Zone eingerichtet, in die die Emigrant*innen übersiedeln mussten. Diese Zone, später Shanghai Ghetto genannt, gilt bis heute als Inbegriff eines jüdischen Überlebensraumes für circa 18.000 jüdische Emigrant*innen. Im Aufsatz wird unter besonderer Berücksichtigung der Wohnverhältnisse aus mikrogeschichtlicher Perspektive dieser jüdische Raum in Ostasien untersucht.*

Hongkou is a district of Shanghai where many Jewish emigrants who had fled from Nazi Germany and Austria, especially between 1938 and 1939, were able to settle. In 1943, the Japanese Occupation Forces established a special zone there to which the emigrants had to move. This zone, later called the Shanghai Ghetto, is still regarded today as the symbol of a Jewish survival space for around 18,000 Jewish emigrants. This article examines this Jewish space in East Asia from a micro-historical perspective, with special emphasis on housing conditions.

1. Einleitung

Zweifellos sind die Untersuchungen zum jüdischen Exil in Shanghai, die im deutschsprachigen Bereich erst in den 1990er Jahren einsetzten,¹ Teil der Holocaust-Studien,² aber doch mit besonderen Akzenten, da sich dieses Exil in seiner relativen Begrenztheit besonders gut für mikrohistorische Studien eignet, die sich auf einen konkreten und übersehbaren Raum und die darin handelnden Personen konzentrieren.³ Die Personen in Shanghai waren Angehörige vieler verschiedener Kulturen und Gemeinschaften: Chines*innen, Japaner*innen, US-Amerikaner*innen, Russ*innen,

¹ Es kann hier kein Forschungsüberblick gegeben werden, sondern es sollen nur einige wichtige neuere deutschsprachige Untersuchungen genannt werden: Armbrüster, Georg/Kohlstruck, Michael/Mühlberger, Sonja (Hg.): Exil Shanghai 1938–1947. Jüdisches Leben in der Emigration. Teetz 2000; Ross, James R.: Juden in Shanghai. Schicksal und Ende einer jüdischen Gemeinde in China. Klagenfurt, Wien 2009; Zhuang, Wei: Erinnerungskulturen des jüdischen Exils in Shanghai (1933–1950). Plurimedialität und Transkulturalität. Münster 2015; Weißbach, Judith: Exilerinnerungen deutschsprachiger Juden an Shanghai 1938–1949. Heidelberg 2017.

² „The Shanghai story is part of Holocaust history that is often forgotten or ignored.“ Eber, Irene: Wartime Shanghai and the Jewish Refugees from Central Europe. Survival, Co-Existence, and Identity in a Multi-Ethnic City. Berlin, Boston 2012, S. 3.

³ Zalc, Claire/Bruttman, Tal: Introduction. Toward a Microhistory of the Holocaust, in: dies. (Hg.): Microhistories of the Holocaust. New York, Oxford 2017, S. 1–13, hier S. 2. Zur gegenwärtigen internationalen Shanghai-Forschung siehe die drei Bücher der israelitischen Sinologin und Shanghai-Forscherin Irene Eber: Voices from Shanghai. Jewish Exiles in Wartime China. Chicago 2008; Wartime Shanghai, 2012; Jewish Refugees in Shanghai 1933–1947. A Selection of Documents. Göttingen 2018, sowie das die chinesischen Forschungen zusammenfassende Buch von Guang Pan: A Study of Jewish Refugees in China (1933–1945). History, Theories and the Chinese Pattern. Singapur 2019.

Engländer*innen, Französ*innen, Deutsche, emigrierte Jüd*innen aus Europa und Russland, sephardische und aschkenasische Jüd*innen und andere. Sie alle trafen dort mit ihren wechselseitigen Verbindungen, Verstrickungen, Kooperationen, aber natürlich auch mit ihren gegenseitigen Aversionen und Vorurteilen zusammen. Shanghai war in dieser Zeit der 1930er und 1940er Jahre zweifellos eine exemplarische kulturelle Kontaktzone.⁴

Ein weiterer besonderer Akzent des Shanghaier Exils liegt darin, dass es für circa 18.000 jüdische Emigrant*innen aus Europa bedeutete, den Zweiten Weltkrieg und die nationalsozialistische Vernichtungspolitik zu überleben. Dies hebt der deutsch-amerikanische Holocaust-Forscher David Kranzler am Anfang seines 1976 erschienenen Buches über das Shanghaier Exil hervor, das immer noch als eines der Standardwerke der Forschung anzusehen ist:

„Holocaust studies have thus far focused primarily on the catastrophic fate of Jews on the European continent. The present work shifts the focus from *how Jews died, to how they survived* in the Far East where thousands of potential victims built a new life and successfully transplanted their communal institutions.“⁵

Wenn ein Überleben in Shanghai auch in den meisten Fällen gelang, so war es doch ein Überleben hart am Rande des Existenzminimums; ein marginales Leben unter den schwierigsten klimatischen, hygienischen, räumlichen und sozialen Bedingungen,⁶ von Menschen, die vertrieben worden waren, die Angehörige, Beruf, Besitz, Heimat verloren hatten und die sich in einer für sie ganz fremden ostasiatischen Welt orientieren mussten. Die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten des Überlebens werden in dem folgenden mikrohistorisch ausgerichteten Beitrag am Beispiel des Versuchs der Schaffung von jüdischen Räumen in dieser chinesischen, internationalen und zum Großteil unter japanischer Besatzung stehenden Vier-Millionen-Stadt aufgezeigt.⁷ Jüdische Räume benennen dabei Bereiche, in denen die europäischen Emigrant*innen ihr eigenes Leben in ökonomischen, kulturellen, politischen oder religiösen Hinsichten tendenziell selbstbestimmt entfalten konnten. Diese Entfaltungsversuche wurden jedoch immer wieder eingeschränkt, am massivsten von den japanischen Militärbehörden.

Zunächst wird in diesem Aufsatz ein knapper Überblick über die politisch-historische Situation in Shanghai gegeben. Dann gehe ich auf die (Lebens-)Raumsituation der Emigrant*innen vor allem in Hinsicht auf das Wohnen ein, die durch die Einrichtung eines sogenannten *Ghettos* durch die japanischen Behörden extrem verkompliziert wurde. Am Ende steht ein kurzer Einblick in die gegenwärtigen Erinnerungsräume an das jüdische Exil in Shanghai.

⁴ Pratt, Mary Louise: *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. 2. Aufl., New York, London 2000, S. 7.

⁵ Kranzler, David H.: *The Japanese, the Nazis, and the Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945*. New York 1976, S. 19.

⁶ Shanghai hat ein feuchtes, subtropisches Klima mit heißen Sommern (bis zu 40 Grad Celsius) und Taifunen, die oft Überschwemmungen mit sich bringen; im Winter dagegen kann es auch sehr kalt werden. Im damaligen Shanghai grassierten einige Infektionskrankheiten wie Ruhr, Typhus, Cholera etc. Allerdings brachen unter den Emigrant*innen fast keine Epidemien aus; siehe Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 300.

⁷ Der Anteil der Emigrant*innen an der Bevölkerungszahl betrug nicht einmal 0,5 Prozent.

2. Überblick über die politisch-historische Situation in Shanghai

Es ist bekannt, dass Jüd*innen und die politisch oder aus anderen Gründen Verfolgten, die Nazi-Deutschland oder von Deutschland besetzte Länder in Europa verlassen mussten oder wollten, große Schwierigkeiten hatten, Aufnahmeländer zu finden. Emigration aus Deutschland war bis zum Oktober 1941 möglich. Dabei förderte Nazi-Deutschland eine Zwangsemigration der Jüd*innen, die durch Steuern, darunter die sogenannte *Reichsfluchtsteuer* und andere Abgaben, einer Ausplünderung gleichkam.⁸ Die Konferenz von Évian, die 1938 auf US-amerikanische Initiative einberufen worden war, um sich mit dem Problem der jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und dem gerade dem Deutschen Reich angeschlossenen Österreich zu beschäftigen, hatte das deprimierende Ergebnis, dass praktisch alle 32 Teilnehmerstaaten sich weigerten, mehr jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, als ihre geringen Quoten es bereits zuließen.⁹

Shanghai dagegen, genauer gesagt das International Settlement dort, war – anders als die restliche Welt – ein weitgehend offener Exilort, eine offene Stadt, das heißt, man benötigte bis Oktober 1939 eigentlich nur ein Schiffsticket, um dorthin zu gelangen, aber keine Visa, Affidavits oder andere Papiere.¹⁰ Aufgrund von besonderen politischen Konstellationen, die ihren Ursprung in der Kolonialgeschichte hatten, existierten in Shanghai separate Territorien, die nicht dem chinesischen Recht unterstanden. Es gab neben dem chinesischen Bezirk eine französische Konzession und ein (vor allem britisch und US-amerikanisch) kontrolliertes internationales Settlement. Daneben wurde der Stadtteil Hongkou, der eigentlich zum International Settlement gehörte, seit 1937 von der japanischen Besatzungsmacht kontrolliert. Im Dezember 1941, nach dem Überfall auf Pearl Harbor, erfolgte dann die Besetzung des gesamten International Settlements durch die Japaner*innen, die – wie auch die Angehörigen westlicher Mächte – über besondere Privilegien in Shanghai verfügten, weshalb sich dort auch viele japanische Händler*innen und Kaufleute niedergelassen hatten. 1939 betrug ihre Zahl über 50.000.¹¹ Diese ökonomische Präsenz Japans wurde von kriegerischen Interventionen begleitet: Nachdem es schon 1932 zu Kämpfen zwischen Japan und China gekommen war, griff Japan im Juli 1937 erneut an und löste damit den Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg aus, der später Teil des Zweiten Weltkriegs wurde. Nach schweren Kämpfen, die Teile Shanghais zerstörten, besetzte Japan neben Hongkou den chinesischen Teil der Stadt, das International Settlement aber zunächst nicht. Im Zuge dieses Krieges kamen auch viele chinesische Flüchtlinge nach Shanghai und die Stadt wurde von ihrem Hinterland abgeschnitten.

⁸ Siehe dazu unter anderem: Mußgnug, Dorothee: Die Reichsfluchtsteuer 1931–1953. Berlin 1993.

⁹ Es wird immer wieder als Ausnahme die Dominikanischen Republik genannt, die bei der Konferenz vor allem die Ansiedlung von jüdischen Landwirt*innen zugesagt hatte. Dies erwies sich doch letztlich als ein leeres Versprechen. Siehe dazu und zur Konferenz überhaupt unter anderem: Adler-Rudel, Shalom: The Evian Conference on the Refugee Question, in: Leo Baeck Institute Yearbook (LBIYB) 13 (1968), S. 235–273; Thies, Jochen: Évian 1938. Als die Welt die Juden verriet. Essen 2017; zur jüdischen Emigration bis 1938 siehe Jünger, David: Jahre der Ungewissheit. Emigrationspläne deutscher Juden 1933–1938. Göttingen 2016.

¹⁰ Kranzler, The Japanese, 1976, S. 20. Im Oktober 1939 wurde ein sogenanntes *Permit System* eingeführt, das aber nicht immer konsequent befolgt wurde; zu diesen komplizierten und unübersichtlichen Einreisevorschriften siehe Eber, Wartime Shanghai, 2012, S. 98–106.

¹¹ Eber, Wartime Shanghai, 2012, S. 28.

In dieser Situation erreichte zwischen Ende Dezember 1938 und September 1939 eine große Anzahl von jüdischen Flüchtlingen aus Österreich und Deutschland Shanghai. Zuvor waren ab 1933 bis Ende 1938 bereits circa 1.400 Flüchtlinge dort angekommen. Danach stieg ihre Zahl, vor allem ausgelöst durch die antisemitischen Gewalttätigkeiten 1938 in Deutschland und Österreich (die Novemberpogrome), bis Ende 1939 sprunghaft auf 17.000 an.¹² Die meisten kamen auf dem Seeweg, mit Schiffen aus deutschen, französischen oder italienischen Häfen. Die Kapazitäten waren dabei begrenzt – es wären weitaus mehr Flüchtlinge gekommen, wenn es mehr Schiffe gegeben hätte. Im Verlauf der kommenden Monate erschwerten einige Veränderungen die Emigration: Im August 1939 verkündeten die japanischen Behörden in Shanghai einen vorläufigen Einreisestopp für europäische Immigrant*innen, der aber faktisch nicht umgesetzt wurde.¹³ Der Kriegsausbruch in Europa wenig später und Italiens Kriegseintritt im Juni 1940, durch den die bis dahin für die deutschen und österreichischen Emigrant*innen wichtigen italienischen Seehäfen nach Ostasien, wie zum Beispiel in Triest und Genua, wegfielen, machte es dann endgültig unmöglich, auf dem Seeweg nach Shanghai zu gelangen. Jetzt war nur noch der Landweg mit der Transsibirischen Eisenbahn über die Sowjetunion nach Ostasien offen, auf dem noch circa eintausend jüdische Flüchtlinge aus Polen erst nach Japan, dann nach Shanghai gelangen konnten.¹⁴ Dieser Weg wurde dann mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 unmöglich. Nach Pearl Harbor, dem japanischen Angriff auf die Pazifikflotte der USA am 7. Dezember 1941, und der Besetzung ganz Shanghais durch japanische Truppen wenig später¹⁵ war die Stadt bis zum Kriegsende, abgesehen von der Verbindung nach Japan, praktisch isoliert.

3. Die Raum- und Wohnsituation in Shanghai, insbesondere in Hongkou

1942 war in einem Artikel in einer der zahlreichen Zeitungen der deutschsprachigen Emigrant*innen in Shanghai zu lesen: „Hongkew [Hongkou] war Anfang 1939 ein Trümmerhaufen, menschenleer und Nachts (!) unbeleuchtet. Es ist unbestrittenes Verdienst der jüdischen Immigration aus diesem Nichts wieder einen blühenden, florierenden Vorort gemacht zu haben.“¹⁶ Ähnlich äußert sich ein anderer Zeitzeuge, der Arzt Felix Grünberger: „Buchstäblich aus dem Müll entstand [in Hongkou] eine neue Siedlung, eine europäische mitten im Fernen Osten.“¹⁷

Diese Zitate verdeutlichen das Selbstverständnis der jüdischen Flüchtlinge, die damit das von ihnen nach den Kriegszerstörungen wiederaufgebaute Hongkou als ihren eigenen Ort bzw. ihren eigenen Lebensraum definierten, der sich von seiner chinesischen Umwelt unterscheiden sollte. Dies wird zuweilen in den heutigen Forschungen aus inter- oder transkulturellen Perspektiven zum Exil in Shanghai übersehen, die die Tendenz

¹² Eber, *Voices from Shanghai*, 2008, S. 12.

¹³ Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 95–98.

¹⁴ An dieser Fluchtgeschichte war der japanische Konsul in Litauen, Chiune Sugihara, beteiligt, der den Flüchtlingen Transitvisa durch Japan ausstellte.

¹⁵ Mit der Ausnahme der französischen Konzession in Shanghai, die erst 1943 vom Vichy-Regime aufgegeben wurde.

¹⁶ Fischer, Wolfgang: Ruckblick der Emigration. Von Dr. Kurt Marx bis Laura Margulis [recte: Margolis], in: *Shanghai-Woche* 4 (20.6.1942), S. 1–2, hier S. 1.

¹⁷ Grünberger, Felix: Soziologisch-psychologische Studie über die Flüchtlinge in Hongkew, in: *Zwischenwelt* 18 (2001), S. 18–25, hier S. 22.

haben, das Zusammenleben der verschiedenen Menschengruppen zu erklären. Man spricht dann beispielsweise, orientiert an New York, auch mit Blick auf Shanghai von einem „plurivocal melting pot“¹⁸. Dies mag für das internationale Shanghai gegolten haben, für die am Bund, der berühmten Shanghaier Uferpromenade, konzentrierten Geschäfte, Banken, Hotels und Clubs. Von diesem internationalen Leben waren aber die allermeisten Flüchtlinge abgeschnitten, schon allein aus finanziellen Gründen. In dem Stadtteil Hongkou, wo die meisten von ihnen lebten, hatte man es stattdessen mit einer chinesischen Umwelt zu tun. Es gab einige Versuche, diese Umwelt zu verstehen und mit ihr zu kommunizieren: So bemühte sich zum Beispiel der Schriftsteller und Verleger A. Josef Storfer, der in Wien zum psychoanalytischen Kreis um Sigmund Freud gehört hatte, mit seiner von ihm 1939 in Shanghai gegründeten Zeitschrift *Gelbe Post* darum, die chinesische Welt zu erklären und Sympathien und Respekt für sie zu erwecken. Doch solche Versuche einer kulturellen Vermittlung waren selten und hatten nur selten Erfolg, weil sich zu wenige Leute dafür interessierten; Storfer musste ein Jahr später sein ambitioniertes Projekt aus Geldmangel wieder aufgeben.

Der überwiegende Teil der Emigrant*innen versuchte sich möglichst von der chinesischen Umwelt abzugrenzen; beispielsweise erlernten nur sehr wenige die chinesische Sprache.¹⁹ Man versuchte sich in Hongkou einen jüdisch-mitteuropäisch geprägten Lebensraum zu schaffen, in dem man den eigenen Traditionen folgen konnte. Liebevoll wurde er *Little Berlin* oder *Little Vienna* genannt. Wie diese auch bei den deutschsprachigen Emigrant*innen gebräuchlichen englischen Bezeichnungen schon zeigen, begann dabei allerdings bereits eine gewisse Internationalisierung bzw. Hybridisierung in Hinsicht auf die Vermischung der deutsch- mit der englischsprachigen Welt, nicht jedoch mit der chinesischen. Zu diesem eigenen Lebensraum gehörten Restaurants wie das berühmte *Zum weissen Rössl* oder das *Roy Roof Garden Restaurant*,²⁰ die eine Art von Ersatzheimat anboten, weiter Bäckereien, Milchbars, Cafés und Geschäfte, darunter Frisiersalons, Parfümerien, Drogerien, Tuchgroßhandlungen etc., sowie ein dichtes Netz von deutschsprachigen und jiddischen Theatern,²¹ Kunstausstellungen, Kabarets, Varietés und anderen Vergnügungsstätten. Es existierten zudem rund 30 von Emigrant*innen publizierte Exilzeitungen und -zeitschriften in deutscher, englischer, polnischer und jiddischer Sprache, so das *8-Uhr-Abendblatt*, der *Shanghai Jewish Chronicle* oder die *Shanghai Woche*. In der Folge kann man von einem ganz eigenen, vor allem ökonomischen und kulturellen Raum der jüdischen Emigration sprechen. Dabei blieben die Maßstäbe der deutschsprachigen Kultur, obwohl die Menschen aus Deutschland und Österreich vertrieben worden waren, oft verbindlich.²² Dies zeigt ein Artikel, der unter der Überschrift *Der Hunger nach Kultur* 1941 in einer Zeitung der Emigrant*innen erschien und in dem der Verfasser, Ladislaus Frank, deutlich macht, dass „tausende von

¹⁸ Sommadossi, Tomas: Introduction, in: Siegelberg, Mark: *Das zweite Gesicht. The Face of Pearl Harbor*. München 2017, S. 7–37, hier S. 10.

¹⁹ Frey Eisen, Astrid: *Shanghai und die Politik des Dritten Reiches*. Würzburg 2000, S. 435.

²⁰ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 117.

²¹ Siehe Philipp, Michael: *Nicht einmal einen Thespiskarren. Exiltheater in Shanghai 1939–1947*. Hamburg 1996.

²² „Despite their traumatic break with Germany, the refugees displayed a continued strong attachment to German culture and language.“ Wiedemann, Susanne: Views from „the End of the World“. *Reorientations in the Shanghai Exile Community*, in: Andress, Reinhard (Hg.): *Weltanschauliche Orientierungsversuche im Exil. New Orientations of World View in Exile*. Amsterdam, New York 2010, S. 299–318, hier S. 306.

Menschen“ aus Europa nach Shanghai gekommen seien, deren kulturelle Ansprüche „die höchsten“ seien: „Wenn sie an Theater denken, schweben ihnen das Burgtheater [in Wien und] das Reinhardt-Ensemble [in Berlin] [...] vor.“²³ Dieser Hunger nach europäischer (bzw. europäisch-jüdischer) Kultur könne in Shanghai nur unzureichend gestillt werden, sei aber ausschlaggebend dafür, dass überhaupt ein reges kulturelles Leben entstanden sei. Diese Welt der Emigrant*innen, die sich später im Shanghaier Ghetto noch einmal verdichten sollte, wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in den Erzählungen der Überlebenden, die sich „Shanghailänder“ nannten,²⁴ zum Inbegriff oder sogar zum Mythos eines jüdischen Überlebensraums während des Holocausts.²⁵ So fragt sich der Shanghai-Emigrant und spätere US-amerikanische Finanzminister W. Michael Blumenthal, warum dieses Ghetto bei den Überlebenden und anderen „eine solche Faszination ausübt“ – und gibt diese Antwort darauf:

„Im Rückblick auf die [...] Ghettojahre ist es bemerkenswert, dass es einer derart gemischten Gruppe armer, abgerissener europäischer Juden, die unter schwierigen Umständen mitten im Krieg in China auf die Straße gesetzt worden waren, dennoch gelang, eine lebensfähige, sich selbst versorgende und halbwegs vernünftig funktionierende Gemeinde aufzubauen [...]“²⁶

4. Infrastrukturelle Voraussetzungen für die jüdischen Räume in Shanghai

Allerdings war dieser Aufbau nicht ganz so voraussetzungslos, wie Blumenthal schreibt, denn es gab in Shanghai gewisse Grundlagen, das heißt eine Infrastruktur, die den europäischen Emigrant*innen zumindest das Überleben sicherte. Für den Aufbau dieser Infrastruktur sorgten zunächst in Shanghai ansässige Jüd*innen wie die vermögenden sephardisch- bzw. baghdadi-jüdischen Familien Sassoon, Kadoorie und Hardoon, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zusammen mit den Brit*innen in die Stadt gekommen waren und die britische Staatsangehörigkeit besaßen. Sie gründeten eine kleine jüdische Gemeinschaft in Shanghai, die 1897 eine Synagoge baute²⁷ und 1902 eine jüdische Schule eröffnete, die dann zunächst auch von den Emigrant*innen-Kindern besucht wurde, bis 1939 speziell für sie in Hongkou eine weitere jüdische Schule, die Kadoorie-Schule, eröffnet wurde.

Als dann verstärkt die jüdisch-europäische Emigration nach Shanghai einsetzte, war es diesen ortsansässigen Jüd*innen wesentlich zu verdanken, dass sich weitere Hilfskomitees bildeten, die die für die Flüchtlinge notwendige Infrastruktur bereitstellten, was in erster Linie Wohnungen und Verpflegung betraf. Eines der wichtigsten dieser von den ortsansässigen Jüd*innen in Zusammenarbeit mit den neu

²³ Frank, Ladislav: Der Hunger nach Kultur, in: Shanghai Jewish Chronicle (11.5.1941), S. IX.

²⁴ Die Bezeichnung „Shanghailänder“ bzw. englisch „Shanghailanders“ gaben sich allerdings generell die Ausländer in Shanghai; vgl. Eber, Wartime Shanghai, 2012, S. 15.

²⁵ Siehe dazu zum Beispiel einen Zeitungsbericht über ein Treffen ehemaliger Shanghai-Emigrant*innen 50 Jahre nach ihrer Rückkehr nach Deutschland in Berlin, bei dem das Ghetto als „solidarische Gemeinschaft“ erinnert wird, „in der trotz aller Schwierigkeiten ein reiches kulturelles, politisches und gesellschaftliches Leben gepflegt wurde.“ Junghänel, Frank: Vor 50 Jahren sind 295 jüdische Emigranten aus ihrem Exil in Shanghai nach Berlin zurückgekehrt, in: Berliner Zeitung v. 23.08.1997.

²⁶ Blumenthal, W. Michael: In achtzig Jahren um die Welt. Mein Leben. Berlin 2010, S. 146 und 154.

²⁷ Eber, Wartime Shanghai, 2012, S. 17.

angekommenen Emigrant*innen gegründeten Komitees war das nach seinem Vorsitzenden, Michel Speelman, benannte Speelman-Komitee.²⁸ Wenn diese Hilfeleistungen von den ortsansässigen Jüd*innen auch freiwillig erbracht wurden, so entsprachen sie doch damit gleichzeitig den Vorstellungen der japanischen Behörden in Shanghai, die erwarteten, dass die ansässigen Jüd*innen ihre in Not geratenen Glaubensbrüder und -schwestern unterstützten.

Zudem gab es eine größere Gruppe von russischen (aschkenasischen) Jüd*innen, die vor allem nach der Oktoberrevolution 1917 entweder nach Shanghai oder in die nordchinesische Stadt Harbin ausgewandert waren. Sie hatten bereits 1927 in Hongkou die Ohel-Moshe-Synagoge gebaut. Auch diese Jüd*innen bildeten ein Hilfskomitee, das sich um die jüdischen Flüchtlinge aus Polen kümmerte, die hauptsächlich im Herbst 1941 eintrafen.²⁹ Die Zahl der russischen Jüd*innen in Shanghai betrug in der Zeit des Zweiten Weltkriegs etwa 25.000.³⁰

Da die Anforderungen an die Hilfskomitees durch den Anstieg der Flüchtlingszahlen enorm stiegen, bestand zunehmend die Notwendigkeit, mit internationalen jüdischen Hilfsorganisationen zusammenzuarbeiten, vor allem mit dem *Joint Distribution Committee (JDC)*, einer großen Hilfsorganisation US-amerikanischer Jüd*innen, die bis heute besteht. Das JDC sandte von 1939 bis Ende 1941 monatlich circa 30.000 US-Dollar an Shanghai Hilfskomitees, die davon Nahrungsmittel und Wohnungskosten für Emigrant*innen bezahlten.³¹ Nach Pearl Harbor und der US-amerikanischen Kriegserklärung an Japan Anfang Dezember 1941 durften eigentlich keine Gelder mehr nach Shanghai transferiert werden, doch der JDC-Repräsentantin Laura Margolis, die selbst einige Zeit in Shanghai gewesen war, gelang es 1943 von der US-Regierung die Erlaubnis für die Überweisung weiterer Hilfsgelder auch während der Zeit des Krieges der USA gegen Japan zu erhalten.³² Insgesamt kann deshalb die Rolle des JDC bei der Rettung der Shanghai Jüd*innen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Zeitzeuge Ernest Heppner urteilt: „It cannot be stressed enough that later on, when the need was finally recognized, Jewish organizations, especially the JDC, through their financial contributions enabled 15.000 refugees to survive.“³³

5. Die Heime und andere Wohnmöglichkeiten

Die erste Anlaufstelle für jüdische Flüchtlinge in Shanghai waren die sogenannten *Heime*. Die deutschsprachigen Flüchtlinge benutzten anscheinend dieses Wort zunächst ironisch für ihre Unterkünfte, was sich dann auch im Englischen als Bezeichnung dafür einbürgerte. Es handelte sich um Flüchtlingsunterkünfte, die von den Hilfskomitees gebaut wurden. Konnten die ersten Flüchtlinge noch entweder in dem von Victor Sassoon

²⁸ Speelman, geboren in Amsterdam, war 1897 nach Shanghai gekommen, wo er eine erfolgreiche Karriere als Bankier und Geschäftsmann machte; zu ihm siehe Eber, *Jewish Refugees*, 2018, S. 191.

²⁹ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 347–349.

³⁰ Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 25.

³¹ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 458f.

³² Diese Gelder wurden vom JDC dann über die Schweiz nach Shanghai überwiesen. Siehe dazu Pekar, Thomas: Die Bereitstellung der ökonomischen Basis für Exil und Emigration in Ostasien während des Zweiten Weltkrieges durch jüdische Hilfsorganisationen, in: *Exilforschung* 33 (2015), S. 185–198, hier S. 191f.

³³ Heppner, Ernest G.: *Shanghai Refuge: A Memoir of the World War II Jewish Ghetto*. Lincoln 1993, S. 44.

1935 gebauten Embankment Building oder in von den Hilfsorganisationen angemieteten Privatzimmern wohnen, die sich über die ganze Stadt verteilten, änderte sich dies mit der Masseneinwanderung 1938, die sich vor allem aus Kostengründen auf den teilweise noch kriegszerstörten und als „ugly and depressing“³⁴ angesehenen Stadtteil Hongkou konzentrierte, in dem schon viele Japaner*innen und Chines*innen wohnten.³⁵ Hier entstanden nun in ehemaligen Baracken, Warenhäusern oder Schulen die Heime. Sie sind als grundlegende Lebenserhaltungssysteme zu bezeichnen, da sie Unterkunft und Essensmöglichkeiten boten und ihnen ‚Suppenküchen‘ angeschlossen waren, die auch Nichtheimbewohner*innen verpflegten. Das Essen war sehr monoton: Nudel- und Kartoffelsuppen herrschten vor.³⁶ Später gab es in den Heimen noch Unterrichtsräume und Räume für kulturelle Veranstaltungen, vor allem aber wurden relativ gut ausgestattete Krankenstationen eingerichtet,³⁷ die den Heimbewohner*innen kostenlose medizinische Betreuung anboten.³⁸ In dieser medizinischen Versorgung wird ein wesentlicher Grund dafür gesehen, dass trotz der in Shanghai grassierenden Infektionskrankheiten nur wenige dieser Krankheiten bei den Emigrant*innen ausbrachen.³⁹ Auch kümmerten sich diverse Betreuungskomitees um die Belange der Flüchtlinge, unter anderem mit Ratschlägen wie diesen: „1. Don’t remove your hat in the sun. 2. Never drink unboiled water. 3. Don’t eat raw fruits and vegetables.“⁴⁰



Abbildung 1: Jüdische Emigrant*innen vor dem Ward-Road-Heim. © USHMM/Photoarchives Nr. 23577

Das erste Heim hieß nach der Straße in Hongkou, an der es sich befand, Ward-Road-Heim. Es wurde im Januar 1939 eröffnet, bot rund 1.000 Menschen Unterkunft,⁴¹ hatte große Schlafräume mit Doppelbetten, annehmbare sanitäre Einrichtungen, Badegelegenheiten mit Warm- und Kaltwasser sowie einen großen Speisesaal, in dem auch Emigrant*innen, die nicht im Heim wohnten, verpflegt wurden. Im Laufe der Zeit wurden nach diesem Muster ungefähr acht weitere Heime für jeweils etwa 1.000 Menschen eingerichtet, die aller-

³⁴ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 116.

³⁵ Die Vorteile von Hongkou waren „low rents and cheap food“; Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 116. Grundsätzlich war es den Jüd*innen allerdings möglich, in allen Stadtteilen Shanghais zu leben.

³⁶ Zur Ernährungslage siehe Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 134–136.

³⁷ Zu ihnen gehörten in einigen Heimen Isolierstationen für Kranke mit ansteckenden Krankheiten.

³⁸ Da eine Vielzahl der Emigrant*innen Ärzt*innen waren, herrschte daran kein Mangel.

³⁹ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 298.

⁴⁰ Zitiert nach Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 297.

⁴¹ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 129.

dings manchmal weitaus einfacher ausgestattet waren.⁴² Die Flüchtlinge wurden auf einzelne Räume verteilt, in denen maximal 150 Menschen untergebracht waren; es gab auch einige kleinere Räume für Familien.



Abbildung 2: Jüdische Emigrant*innen in einem Flüchtlingsheim. © Yad Vashem Photo Collections 4613/934.

Viele Flüchtlinge sahen diese Heime allerdings als inakzeptabel an; schon ihr Betreten löste bei einigen, die zumeist der Mittelschicht entstammten und in ihrer Heimat über einen dementsprechenden Lebensstandard verfügten, einen regelrechten Schock aus.⁴³ Eine Emigrantin, Annie F. Witting aus Berlin, beschreibt ihre Ankunft in einem Brief an ihre Freunde 1939 so:

„We reached Shanghai on June 4 [...]. [W]e were taken [...] from the ship to one of the refugee shelters [Heime]. We were living thirty-four people to a room, women, men, and children together. From a European perspective, bathroom facilities are indescribably bad. [...]. [T]he limited horizon of most of the people in the shelters and the entire immigrant environment is depressing.“⁴⁴

Der Arzt und Emigrant Felix Grünberger machte diese Beobachtungen:

„Viele Bewohner wurden zum ersten Mal in ihrem Leben mit einem Kübel anstelle einer Toilette konfrontiert. Das war der erste Eindruck [...]. Viele kamen noch adrett gekleidet, Damen trugen modische Hüte, so standen sie in einer Reihe mit ihrer Zinnschüssel und erhielten Eintopf und ein Stück Brot. Dies brachte ihnen die radikale Veränderung in ihrem Leben drastisch und symbolisch zugleich zu Bewußtsein. [...] Frauen weinten und beharrten darauf, hier keine Minute länger zu bleiben, zugleich wußten sie, daß es zumindest für die erste Zeit keine andere Wahl gab.“⁴⁵

Wer dauerhaft in den Heimen lebte, das heißt, wer nicht in der Lage war, Arbeit und Einkommen zu finden, um ausziehen zu können, verarmte zusehends; manche Bewohner*innen so sehr, dass sie keine Kleidung oder Schuhe mehr hatten, um die Unterkünfte verlassen zu können. Flüchtlinge, die zunächst ausgezogen waren, dann aber etwa geschäftlich scheiterten, waren gezwungen, zurückzuziehen, weshalb die

⁴² Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 120.

⁴³ Eber kommentiert dies drastisch so: „But nothing prepared these middle-class businessmen and professionals and their families for the squalor, unsanitary and crowded facilities, disease and vermin-ridden living quarters of Shanghai.“ Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 2.

⁴⁴ Witting, zitiert nach Eber, *Voices from Shanghai*, 2008, S. 33 f.

⁴⁵ Grünberger, *Soziologisch-psychologische Studie*, 2001, S. 20.

Heime ein negatives Image, ein ‚Verlierer*innen‘-Image hatten.⁴⁶ Die meisten Emigrant*innen versuchten deshalb, so schnell wie möglich eigene Wohnungen zu finden.

Typisch für Hongkou waren kleinere, meist dreistöckige Häuser, erbaut am Anfang des 20. Jahrhunderts, die zum Teil Chines*innen gehörten oder ihnen von Emigrant*innen abgekauft wurden, die sie renovierten und dann weitervermieteten.⁴⁷ Diese Häuser hatten jeweils ungefähr 10 separate Zimmer, die einzeln vermietet wurden. Sie waren eng hintereinander gebaut, nur das vorderste grenzte an eine größere Straße. Zwischen den Häusern gab es schmale Gässchen, sogenannte *lanes* oder *alleys*⁴⁸, weshalb die Häuser *lane houses* genannt wurden. Diese Gässchen wurden zum Teil nachts geschlossen und bewacht.⁴⁹ Die Häuser standen dicht an dicht, und die Innenräume, die manchmal nicht einmal ein Fenster hatten, waren dunkel, stickig und feuchtwarm. Ganze Familien oder mehrere Personen lebten oft in einem einzigen Raum. Es gab nur selten fließend Wasser; man musste es von chinesischen Läden kaufen. Die Familien teilten sich die Toiletten, bei denen es sich zumeist um sogenannte *Plumpsklos*, also Toiletten ohne Wasserspülung, handelte. Sie wurden jeden Morgen von einem chinesischen Arbeiter geleert, der die Fäkalien an die Bauern als Dünger verkaufte.

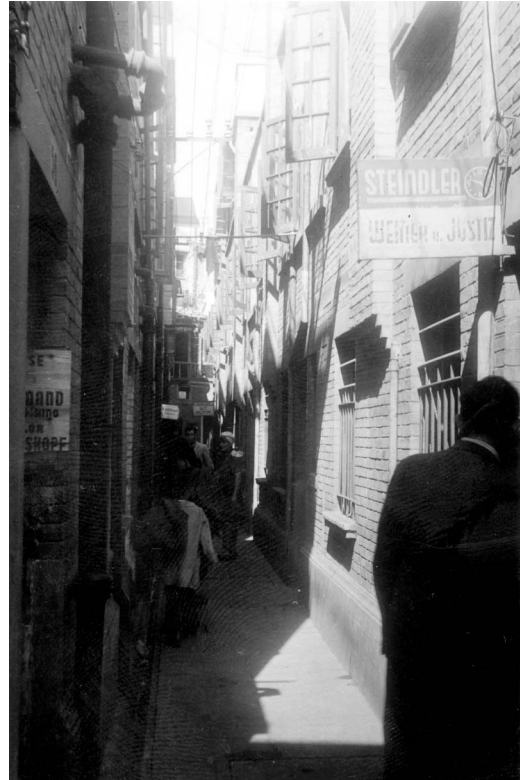


Abbildung 3: Eine „alley“ in Hongkou. © Yad Vashem Photo Collections 4648/39

Der oben genannte Wiener Emigrant A. Josef Storfer beschreibt 1939 die Wohnungslage in Hongkou und verweist auch auf die angespannte politisch-militärische Situation dort:

„Das Wohnen ist [...] sehr schlecht. (Am katastrophalsten die oo-Verhältnisse!) Auch ich muss vorläufig – zusammen mit drei anderen Emigranten – ein Zimmer in Hongkew [= Hongkou] – so heißt der von den Japanern besetzte Teil des Internationalen Settlements – bewohnen. Wir müssen fortwährend an den gefällten Bajonetten der japan. Posten vorbeigehen, müssen aber nicht – wie alle Chinesen und Chinesinnen – jeden Posten grüßen und immer wieder die Legitimation vorweisen.“⁵⁰

⁴⁶ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 127.

⁴⁷ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 117.

⁴⁸ Heppner, *Shanghai Refuge*, 1993, S. 85.

⁴⁹ Kranzler, *The Japanese*, 1976, S. 118.

⁵⁰ Storfer, zitiert nach Eber, *Jewish Refugees*, 2018, S. 205.

In diesen Zimmern gab es nur primitive Kochgelegenheiten; einfache Feuerstellen, die man mit Holzkohle oder anderen Kohlen etwas erwärmen konnte. Die Zeitzeugin Josefine Schwach aus Österreich erinnert sich an ihre Unterkunft:

„Also, eine Wohnung ist übertrieben, ein Zimmer. [...] Das Furchtbare war, dass sie keine Toiletten hatten. Ein Kübel in einer Ecke, der für alle gedacht war [...]. Ansonsten kein Gas, kein Strom [...]. Dann haben wir mit Eierkohlen, so haben wir die genannt, geheizt. Die haben Emigranten aus Kohlenstaub erzeugt, mit den Händen geformt. Und mit drei, vier, fünf Kohlen konnte man seine Suppe schon kochen. Fächeln, damit es immer brennt, der ganze Ruß, der ganze Staub ist herumgeflogen. Nicht besonders angenehm.“⁵¹

Konfrontiert man diese konkreten Schilderungen mit dem auch gerade in der Erinnerung gepflegten Image von Hongkou als einer Art europäischer Enklave in Asien, so müssen bei Letzterem doch einige Abstriche gemacht werden. *Little Vienna* wäre wohl eher als eine Wunschvorstellung denn als Realität anzusehen.

6. Das Ghetto in Shanghai – jüdischer Lebensraum am Rand der Katastrophe

Im Februar 1943 erließen die japanischen Militärbehörden eine Proklamation, in der alle staatenlosen Flüchtlinge („stateless refugees“), die nach 1937 nach Shanghai gekommen waren, aufgefordert wurden, innerhalb von drei Monaten in eine in dieser Proklamation genau bezeichnete Zone innerhalb von Hongkou umzuziehen; als Grund dafür wurde militärische Notwendigkeit („military necessity“)⁵² angegeben. Faktisch betraf dies die europäisch-jüdischen Emigrant*innen. Diese Zone wurde dann als das Shanghaier Ghetto bekannt.

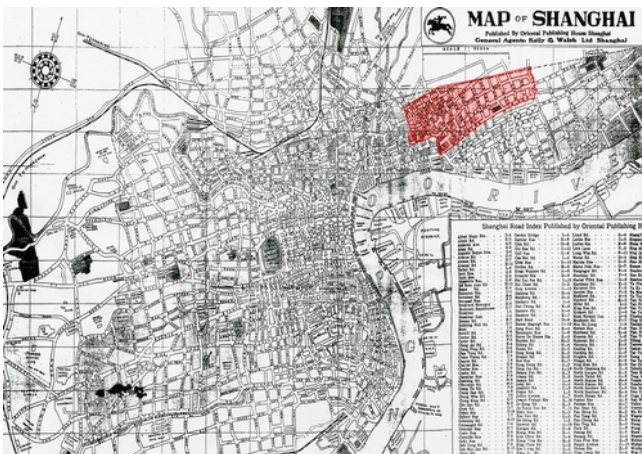


Abbildung 4: Areal des Shanghaier Ghettos (rot eingefärbt). © Heidelberger Stadtarchiv

Innerhalb von Hongkou war diese Zone ein kleines Areal von nur rund 2,5 Quadratkilometern. Sie wurde anfänglich nach einer großen Straße, die durch die Zone führte, Wayside-District genannt. Neben bereits ansässigen Chines*innen, die weiterhin wohnen bleiben durften, mussten hier nun rund 18.000 Emigrant*innen leben. Japanisches Militär kontrollierte das Gebiet. Es gab keine Ghetto-Mauern, allerdings sprechen einige Zeitzeug*innen von

⁵¹ Josefine Schwach, in: Meissner, Renate S. (Hg.) im Auftrag des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus: Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus. Exil in Asien. Bd. 2, Wien 2015, S. 90.

⁵² Der englische Text der Proklamation findet sich zum Beispiel bei Eber, *Jewish Refugees*, 2018, S. 437. Die russischen Jüd*innen, die schon vor 1937 nach Shanghai gekommen waren, waren davon nicht betroffen.

Stacheldrahtabgrenzungen.⁵³ Zudem fanden Eingangs- und Ausgangskontrollen statt. Anders als bei den von den Nazis vor allem in Osteuropa errichteten jüdischen Ghettos führte diese Ghettoisierung allerdings nicht zur Ermordung der dort Eingesperreten, sondern die Shanghaier Jüd*innen konnten, wenn auch unter katastrophalsten Lebensbedingungen zusammengepfercht, den Krieg hier überleben.

Es gibt viele Spekulationen darüber, warum die japanischen Militärbehörden überhaupt ein Ghetto einrichteten. Manche Historiker*innen vermuten hier den Einfluss deutscher Nazis, die den Japaner*innen die Ermordung der europäischen Jüd*innen Shanghais vorgeschlagen haben sollen.⁵⁴ In diesem Zusammenhang wird immer wieder der SS-Standartenführer Josef Meisinger genannt, der in Polen Massenerschießungen durchgeführt hatte und an der Errichtung des Warschauer Ghettos beteiligt gewesen war.⁵⁵ Er wurde 1941 an die deutsche Botschaft in Tokio als Polizeiverbindungsführer und Verbindungsoffizier des Sicherheitsdienstes (SD) zum japanischen Geheimdienst entsandt. Wie sehr Meisinger die Japaner*innen in Hinsicht auf die Ghettoisierung beeinflusste, ist ungeklärt. Sicher ist, dass er Shanghai besuchte und Gespräche mit japanischen Behörden führte. Ihm ging es vor allem darum, die Situation sowohl der wenigen europäischen Jüd*innen, die in Japan lebten, als auch der Shanghaier Jüd*innen zumindest zu verschlechtern. Allerdings ließen sich die Japaner*innen von den Deutschen nicht in ihre Politik hineinreden, auch nicht hinsichtlich der jüdischen Flüchtlinge. So erscheint es am wahrscheinlichsten, dass die Ghetto-Einrichtung Teil der japanischen Kriegspolitik selbst war, die beabsichtigte, alle feindlichen bzw. als feindlich angesehenen Ausländer*innen in Shanghai entweder durch Internierung, wie die Brit*innen und US-Amerikaner*innen, oder durch Ghettoisierung zu kontrollieren. Damit wäre die Ghetto-Einrichtung einem politischen „Interessenkalkül“⁵⁶ der Japaner*innen selbst entsprungen und hätte nicht ihren Grund in Manipulationen deutscher Nazis gehabt.

Durch den Zwang, in dieses kleine Ghetto umzuziehen, verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Jüd*innen rapide: Diejenigen, die in Hongkou außerhalb der Ghettogrenzen oder auch in anderen Stadtvierteln wohnten, waren gezwungen, ihre Wohnungen aufzugeben. Andere mussten mit Chines*innen bzw. Japaner*innen, die innerhalb des Ghettobezirks wohnten, tauschen und dafür zudem noch zusätzliches Geld, ein sogenanntes *key-money*, zahlen. So schreibt der Emigrant Schurtman: „We were forced to abandon our apartment, and after paying a fantastic amount of ‚key-money‘ (a flat sum given to the landlord illegally, in addition to the regular rent) we were finally able to secure a single, small room [...]“⁵⁷

Emigrant*innen, die in anderen Teilen Shanghais arbeiteten, waren nun gezwungen, sich auf umständliche und entwürdigende Weise eine Art Pass oder Passierschein zu besorgen, den man benötigte, um das Ghetto verlassen zu dürfen. Dabei wurde deren

⁵³ Siehe zum Beispiel Schurtman, William: The Jewish Refugee Community in Shanghai. Unpublished manuscript. William Schurtman Collection. Leo Baeck Institute New York. AR 10577, S. 12.

⁵⁴ Diese These wird besonders von der chinesischen Shanghai-Forschung vertreten; siehe Pan, A Study of Jewish Refugees, 2019, S. 59f.

⁵⁵ Er wurde 1947 in Warschau als Kriegsverbrecher hingerichtet.

⁵⁶ Frey Eisen, Shanghai, 2000, S. 426.

⁵⁷ Schurtman, The Jewish Refugee Community, S. 8.

Ausgabe von japanischer Seite aus sehr willkürlich gehandhabt und war mit viel Zeitaufwand für die Antragsteller*innen verbunden. Der Emigrant Heppner berichtet beispielsweise darüber, dass es eine „Tortur“ gewesen sei, „stundenlang oder manchmal einen ganzen Tag in der sengenden Sonne warten zu müssen, um den Antrag zu stellen“⁵⁸. Im Ghetto selbst etablierten die japanischen Behörden eine Art Hilfspolizeidienst, Baojia bzw. Pao Chia genannt,⁵⁹ für den ab 1942 alle männlichen Ghettobewohner zwischen 20 und 45 Jahren dienstverpflichtet wurden. Ansonsten griffen die japanischen Behörden nur wenig in das Leben der Emigrant*innen im Ghettobezirk ein.

Dieses Leben auf engstem Raum war mit großen Herausforderungen für die Flüchtlinge verbunden, die zudem durch die Reduktion von Hilfsgeldern oder Arbeitsplatzverlust immer mehr verarmten.⁶⁰ Und auch die Heime konnten nach Pearl Harbor nur noch eine Mahlzeit täglich anbieten, die für viele nicht ausreichend war. Um zusätzlich Nahrungsmittel zu erwerben, verkauften viele ihre letzte Habe und mussten dann „Säcke als Kleidung [tragen] und bettelten auf den Straßen“⁶¹. Es gab jetzt auch Todesfälle infolge von Unterernährung.

Innerhalb des Ghettos gab es nur einen kleinen Park,⁶² keine anderen Grünflächen, sodass die circa 300 Kinder, die zwischen 1939 und 1945 von Flüchtlingsfrauen geboren wurden und die man ‚Shanghai-Babies‘ nannte, nichts anderes als die Stadtlandschaft kannten. Sonja Mühlberger, die ein solches Baby war, erinnert sich: „Meine Mutter hat mir oft deutsche Märchen [...] vorgelesen [...]. Als ich wissen wollte, was ein Wald sei, erklärte sie mir, dass ich mir einen Baum und dann noch einen und immer so weiter vorstellen solle, das sei ein Wald.“⁶³

Trotz dieser extrem schwierigen Lebensbedingungen im Ghetto wurde aber ein, wenn auch sehr eingeschränktes, öffentliches und kulturelles Leben fortgesetzt: Es gab weiterhin Cafés und Restaurants, Theateraufführungen und Konzerte. Der aus Berlin stammende Sinologe Willy Tonn⁶⁴ rief 1943 eine Art *Volksuniversität* ins Leben, in der rund 30 Lehrer*innen neben Chinesisch und anderen asiatischen Sprachen Soziologie und naturwissenschaftliche Fächer unterrichteten. Diese Einrichtung konnte sogar über das Kriegsende hinaus bis 1948 existieren.⁶⁵

⁵⁸ Heppner, Ernest G.: Fluchtort Shanghai. Erinnerungen 1938–1948. Bonn 1998, S. 198.

⁵⁹ Baojia ist ein altes chinesisches lokales Selbstverwaltungssystem; die von den Japaner*innen abhängige chinesische Stadtregierung führte es in Shanghai ein; Frey Eisen, Shanghai, 2000, S. 410 f.

⁶⁰ „During this period in the ghetto, the living conditions deteriorated drastically, as evidenced by the large number of refugees driven to bare subsistence level.“ Kranzler, The Japanese, 1976, S. 544.

⁶¹ Frey Eisen, Shanghai, 2000, S. 410.

⁶² Den sogenannten Wayside-Park (Huoshan-Park), in dem sich heute ein Gedenkstein befindet, der an das Hongkauer Ghetto erinnert.

⁶³ Mühlberger, Sonja: Geboren in Shanghai als Kind von Emigranten. Leben und Überleben im Ghetto von Hongkew. Teetz 2006, S. 32.

⁶⁴ Zu seiner Biografie siehe die „Biographical Note“ des Leo Baeck Institute, wo auch sein Nachlass online einsehbar ist: <https://digifindingaids.cjh.org/?pID=121503> [17.04.2020].

⁶⁵ Eber, Wartime Shanghai, 2012, S. 184.

7. Die Auflösung des Ghettos und gegenwärtige Erinnerungsräume in Shanghai

Im August 1945 wurde Shanghai von US-amerikanischen und nationalchinesischen Truppen befreit und das Ghetto aufgelöst. Die von der Kuomintang-Partei geführte Republik China, die zunächst die Macht in Shanghai übernommen hatte, forderte alle Ausländer*innen auf, das Land zu verlassen, was bis circa 1949 dann auch geschah.⁶⁶ Länder wie die USA oder Australien erleichterten in dieser Zeit ihre Einreisebedingungen, sodass viele dorthin emigrieren konnten. Andere gingen in das neu gegründete Israel oder zurück nach Deutschland bzw. Österreich.⁶⁷

Trotz der – wie dargestellt – oftmals entwürdigenden Lebensbedingungen habe Shanghai für viele, besonders für junge Leute, auch „wertvolle Lehren für die Zukunft bereit[gehalten]“; dies meint jedenfalls der oben erwähnte W. Michael Blumenthal, der weiter davon spricht, dass er dort „mehr über das Wesen des Menschen [...], über seine Fähigkeit zum Bösen und sein Potential für das Gute“ gelernt habe „als die meisten Menschen in ruhigeren Zeiten in ihrem ganzen Leben“⁶⁸. Dieser erweiterte Erfahrungsraum lag wesentlich an der Inter- bzw. Transkulturalität Shanghais, daran, dass hier auf engstem Raum die unterschiedlichsten Menschen aus verschiedenen Kulturen zusammentrafen und oft auch gezwungen waren, miteinander zu kooperieren. Die jüdischen Flüchtlinge, die, wie aufgezeigt, zwar zuweilen an ihrem verlorenen Leben in Europa festhielten, mussten doch mit Flüchtlingen aus ganz anderen Gebieten Europas kooperieren, mit ihren chinesischen Nachbar*innen in Hongkou auskommen oder sich mit den japanischen Militärbehörden arrangieren. Nach Kriegsende fanden viele junge Leute vorübergehend Arbeit als Zivilangestellte beim US-Militär.⁶⁹ So bot ihnen Shanghai die Chance, sich neu zu orientieren, sich zu internationalisieren und auf ein späteres Leben vorzubereiten, das die Shanghai-Emigrant*innen oft in einem englischsprachigen Land (wie den USA, Kanada oder Australien) verbringen sollten.

Der eingangs genannte Holocaust-Historiker David Kranzler macht noch auf einen weiteren Aspekt aufmerksam, dass nämlich die Shanghai-Erfahrung auch die erstmalige Erfahrung einer funktionierenden „jüdische[n] Gemeinschaft“⁷⁰ war, wie vor allem die jüdischen Hilfskomitees zeigten, die die Infrastruktur für die Möglichkeit von funktionierenden jüdischen Räumen in Shanghai bereitstellten. Diese Erfahrung könnte für viele eine Motivation für ihre Auswanderung nach Israel gewesen sein. So lag die Bedeutung dieser Stadt am anderen Ende der Welt – und dies war das Image, das viele europäische Flüchtlinge ursprünglich von Shanghai hatten⁷¹ – darin, eine entscheidende

⁶⁶ Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 193. Diese Politik wurde von den Kommunisten übernommen, die am 27. Mai 1949 in Shanghai einmarschierten.

⁶⁷ Das JDC unterstützte dabei die Emigrant*innen, um „die Weiterreise [...] in das Land ihrer Wahl zu beschleunigen“. Heppner, *Fluchttort Shanghai*, 1998, S. 222.

⁶⁸ Blumenthal, *In achtzig Jahren*, 2010, S. 107 f.

⁶⁹ So berichtet zum Beispiel Heppner über seine Anstellung und die seiner späteren Frau bei der U.S. Army in Shanghai; Heppner, *Fluchttort Shanghai*, 1998, S. 222 f.

⁷⁰ Kranzler, David: Die Gemeinschaft jüdischer Flüchtlinge in Shanghai, in: *Zwischenwelt* 18 (2001), 1, S. 27–34, hier S. 34.

⁷¹ Blumenthal, *In achtzig Jahren*, 2010, S. 91.

Relaisstation und ein Transitraum für die jüdischen Flüchtlinge zu sein, um sich danach an den endgültigen Zielorten ihrer Emigration ein neues Leben aufbauen zu können.

Die Erinnerung an das jüdische Exil wird neben den vielen Erinnerungsbüchern der Überlebenden⁷² in Shanghai selbst vor allem durch das 2007 eröffnete *Shanghai Jewish Refugees Museum* bewahrt, das sich in der im Originalzustand restaurierten Ohel-Moshe-Synagoge befindet.⁷³ Weiter pflegt das 1988 gegründete *Center of Jewish Studies Shanghai (CJSS)* das Andenken und die wissenschaftliche Erforschung des Shanghaier Exils aus chinesischer Perspektive.⁷⁴ Daneben sind im Stadtteil Hongkou einige Häuser erhalten, die von Flüchtlingen bewohnt waren, zum Beispiel an der Huoshan und der Zhoushan Road sowie das Haus, in dem sich das Verbindungsbüro des JDC befand, und weitere historische Erinnerungsorte. Diese Gegend, die weitgehend mit dem ehemaligen Ghettogebiet übereinstimmt, nennt man heute die *Tilanqiao Historical Zone* oder *Tilanqiao Area*, benannt nach dem dort gelegenen *Tilanqiao-Gefängnis*. Die Häuser sind zum Teil bewohnt und werden nicht besonders geschützt. Ihre museale Konservierung und die Beantragung der Aufnahme dieses Bezirks in die Weltkulturerbeliste der UNESCO scheinen in China gegenwärtig diskutiert zu werden.⁷⁵

8. Schlussbemerkung

Das Shanghaier Exil hat, wie anfangs bemerkt, einige Besonderheiten, zu denen noch diese treten: Es war mit seiner Dauer von etwa 1938 bis 1948 nicht nur das längste der jüdischen Exile in dieser Zeit, sondern auch, von Europa aus betrachtet, eines der entferntesten. Dass es zudem in China gelegen war, einem Land, das sich gegenwärtig als globale Supermacht zu etablieren versucht, verleiht diesem Exil aktuell die Besonderheit, dass sich in den letzten Jahren ein starkes Interesse an seiner Geschichte entwickelt hat, nachdem es in der ersten Nachkriegszeit fast in Vergessenheit geraten war. Mittlerweile dürfte das Shanghaier Exil zu den am besten erforschten jüdischen Exilen während des Zweiten Weltkriegs gehören. Neben wissenschaftlichen Untersuchungen hat eine Vielzahl von biografischen Erinnerungsbüchern, aber auch mündlich überlieferter Erinnerungen (wie den Oral History Interviews)⁷⁶ dazu beigetragen, dass dieses Exil für die Überlebenden integraler Bestandteil ihrer eigenen Identität geworden ist⁷⁷ und

⁷² Siehe dazu zum Beispiel das Kapitel „Shanghai Remembered“ in Eber, *Wartime Shanghai*, 2012, S. 197–205.

⁷³ <http://www.shhkjrm.com/english/content/index.html> [30.04.2020].

⁷⁴ <http://www.cjss.org.cn/plus/list.php?tid=13> [08.05.2020].

⁷⁵ Der Doyen der chinesischen Shanghai-Exil-Forschung, der Historiker Pan, spricht etwas missverständlich davon, dass „at present [= 2019], the Hongkou District Government has decided to apply the Tilanqiao Historical Area to the UNESCO World War Heritage“. Pan, *A Study of Jewish Refugees*, 2019, S. 193. Allerdings gibt es kein UNESCO World War Heritage, sondern nur das UNESCO-Welterbe bzw. -Weltkulturerbe. Auf der World Heritage Tentative List der UNESCO, wo Anträge von Staaten für die Aufnahme von Stätten als Weltkulturerbe verzeichnet sind, ist zur Zeit jedoch noch nichts über Hongkou oder Tilanqiao zu finden; siehe <http://whc.unesco.org/en/tentativelists> [11.05.2020].

⁷⁶ Im Oral History Archive des USHMM sind allein mehr als 700 Interviews mit Zeitzeug*innen abrufbar, die mit dem Exil in Shanghai zu tun haben, siehe https://collections.ushmm.org/search/?f%5Baudiovisual%5D%5B%5D=all_fav&f%5Baudiovisual%5D%5B%5D=testimony&q=Shanghai&search_field=all_fields [17.12.2020].

⁷⁷ Zum Memoirenschreiben (und wohl auch -erzählen) als „identity practice“ in Hinsicht auf individuelle und kollektive Identität (etwa als „Shanghailänder“) siehe Rönneburg, Vivien: „[We] have shed our European mentality“ – Identitätskonstruktionen in Memoiren aus Deutschland in die USA geflohener Jüdinnen und Juden, in: *Medaon* 14 (2020), 26, S. 1–13, online unter: http://www.medaon.de/pdf/medaon_26_rönneburg.pdf [20.12.2020]. Für diesen Literaturhinweis danke ich Alexandra Klei ganz herzlich.

darüber hinaus in zumindest einigen kulturellen Gedächtnissen seinen festen Platz gefunden hat.

Betrachtet man die Geschichte des Shanghaier Exils insgesamt, so lassen sich einige Wandlungen dieses Ortes (beschränkt auf Hongkou) feststellen: Wurde er, wie ausgeführt, zunächst als Nichtort, das heißt als ein ‚Trümmerhaufen‘ vorgestellt,⁷⁸ so wurde er durch die jüdischen Emigrant*innen zu einer jüdisch-europäischen Enklave (*Little Vienna*) umgestaltet. Dies fand realiter statt, wenn es auch, besonders in der späteren Erinnerung an dieses Exil, ‚mythisch‘ verklärt wurde, insoweit, dass oft von den infrastrukturellen Voraussetzungen für diese Umgestaltung abgesehen wurde. Dieser jüdische Überlebensraum wurde durch die von den japanischen Militärbehörden angeordnete Zwangsghettoisierung einer harten Belastungsprobe unterzogen. Die erhöhte Lebensgefahr, in der die jüdische Gemeinschaft nun schwebte,⁷⁹ wurde durch das Kriegsende, die Befreiung und Auflösung des Ghettos beendet. Nun bestand es im Wesentlichen nur noch als Erinnerungsraum in den Erzählungen der Überlebenden fort, wengleich materielle Zeugnisse, wie zum Beispiel Wohnhäuser, die von Emigrant*innen bewohnt gewesen waren, bis in die Gegenwart überdauern.

In einer letzten, gegenwärtigen Wandlung dieses Exilortes wurden Zeugnisse dieser materiellen Erinnerung zum Teil musealisiert, wodurch ihre dauerhafte Bewahrung gesichert ist. Inwieweit aber sonst der Bezirk Hongkou, der nun unter dem Namen *Tilanqiao* auch Teil der chinesischen Erinnerungspolitik und -kultur geworden ist,⁸⁰ die Erinnerung an seine jüdische bzw. jüdisch-transkulturelle Identität behalten kann, wird die Zukunft zeigen.

⁷⁸ Hongkou war dies in Wirklichkeit auch, zumindest partiell, wengleich dort in den Trümmern Tausende von Chines*innen (und Japaner*innen) wohnten.

⁷⁹ Es war damals ungeklärt und Gegenstand vieler Gerüchte, inwieweit sich die Japaner*innen auf die deutschen Forderungen einlassen würden, die auf die Ermordung dieser Shanghaier Jüd*innen abzielten.

⁸⁰ Bei der die Erinnerung an den siegreichen Krieg gegen Japan im Mittelpunkt steht.

Zitiervorschlag Thomas Pekar: Jüdischer Raum in Shanghai während des Zweiten Weltkriegs, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 15 (2021), 28, S. 1–17, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_28_pekar.pdf [dd.mm.yyyy].

Zum Autor Thomas Pekar wurde an der Universität Freiburg promoviert und habilitierte sich an der LMU München mit einer Untersuchung über die europäische Japan-Rezeption. Er arbeitete an der Universität Oldenburg, an einer südkoreanischen Universität und an der Universität Tokio. Seit 2001 ist er Professor für deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft an der Gakushuin-Universität in Tokio. Forschungsaufenthalte unter anderem am USHMM, Washington, DC und am Leo Baeck Institute, New York. Zu seinen Forschungsinteressen gehören die Exil- und Kulturkontaktforschung. Buchveröffentlichung: „Flucht und Rettung. Exil im japanischen Herrschaftsbereich (1933–1945)“, Berlin: Metropol-Verlag 2011. Zahlreiche weitere Buch- und Aufsatzveröffentlichungen.